

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 25

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Du geisch vrby!

Mängjch drückt mi ds Härz so schwär,
Und doch dunkt's mi geng so läär,
s'mahnt mi a-n-es usbrönn't's Hüus,
Alli Freud isch g'wiche druus.

S'isch mr gange-n-i dür ds Säld,
d'Sunne lueg so müed i d'Wält.
d'Rose lüchtl nid wie jüsch
Süürig rot und läbesfrüsch.

Bin i duss im grüne Wald,
Sröftlet's mi, so bald, so bald.

s'chunnt mr vor dr Vogelsgang,
Heigi ganz e-n-andre Klang.

s'dunkt mi ds Stärnli glänz nid häll,
Und de Bach lauf nümme schnäll
ds Härz mahnt hübschli i de Bruft:
„Alles isch voll Freud und Luft.“

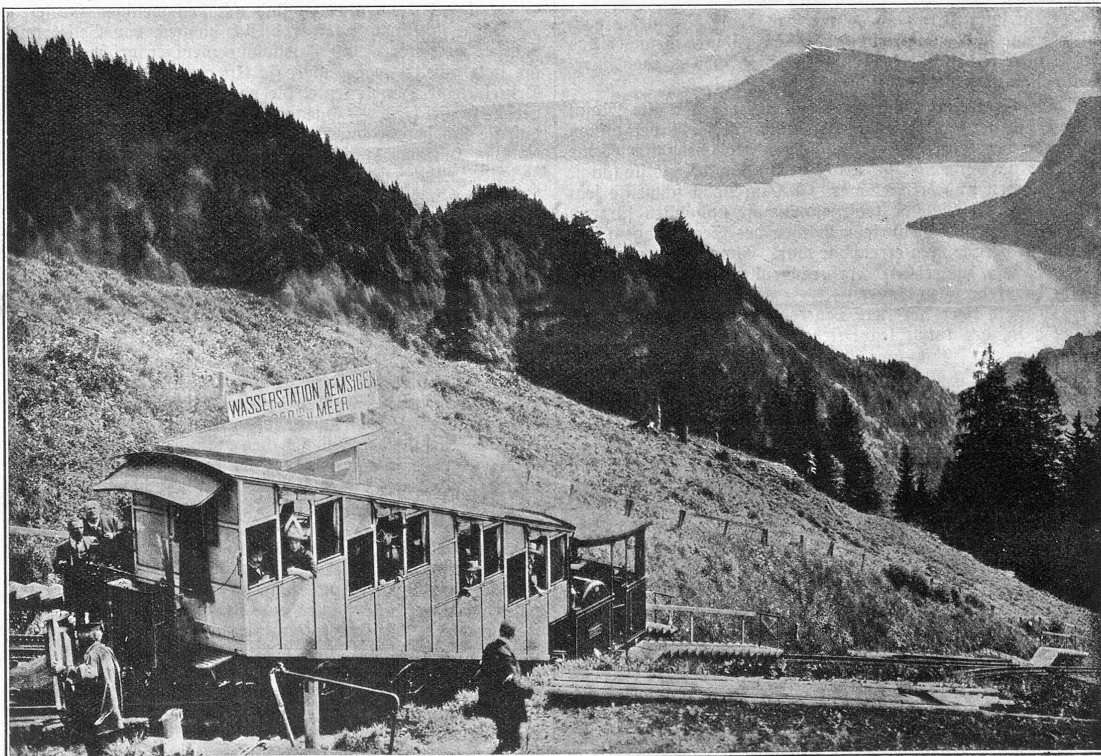
D'Sunne glüht so viel sie ma,
d'Rose lacht em lieblech a
Und dr herrlecht ufenthalt,
Isch und blybt dr Cannewald.

Ds Vögeli iebt geng no y,
Mängi schöni Melodie.
Ds Stärnli glänzt i dunkler Nacht,
I fyr alte gwohnte Pracht.

Ds Bächli wo dür d'Matte springt
Murmlet lujchtig, ruuscht und singt.

Rör du lungjch nah-di-nah,
Alls mit müede-n-Auge-n-a.

E. Wüthrich.



Pilatusbahn. — Wasserstation Aemfigen mit herrlichem Blick über den Vierwaldstättersee.

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Grad.

1

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Und nun, lieber Kooperator*, gehabt Euch wohl! Guten Mut und guten Weg. Es ist jaust nicht so leicht, was Euer wartet, und besonders Euch, der Ihr aus dem Norden kommt, mag mancherlei fremd erscheinen. Aber: hart die Pflicht, süß der Lohn! Und was ich Euch gesagt habe, nehmt es nicht zu leicht, Ihr müchtet sonst üble Erfahrungen machen; und nehmts auch nicht zu schwer — eben gerade so, wie es verdient genommen zu werden. Unsere Bauern sind ein hartköpfiges Volk, und es ist nicht schlecht, wenn man sie manchmal diese harten Köpfe aneinander reiben und stoßen läßt.

Der alte Pfarrer rückte das schwarze Käppchen auf dem schlohweisen Haupte hin und her und deutete dann auf die Stirn.

Da gings ja wohl noch; aber die Untertanen, die Untertanen!

Schmerzlich lächelnd wies er mit dem Krückstock, der neben ihm an dem behaglichen Lehnstuhl stand, auf die dick verwickelten, geschwollenen Beine.

Der junge, neu gekommene Hilfskooperator machte eine proteftierende Bewegung und sagte einige tröstende Worte. Aber der Greis schüttelte den Kopf.

Laßt es nur sein, mein Vieber. Dafür ist eben kein Kraut gewachsen. Mein Liebel sind ja wohl die Siebzig, die ich auf dem Buckel habe. Nun, wie es dem lieben Herrgott gefällt. Mag er den Laden schließen, das Hauptbuch ist in Ordnung. Und nun Gott befohlen, Gott befohlen!

Lange sah der alte Pfarrer der schlanken Gestalt nach, die mit jugendlich elastischen Schritten die Landstraße hinaus dem Walde zuschritt, um sich im nächsten Dorfe ein wenig bekannt zu machen. In lebhaftem Feuer glänzten des Greises Augen.

Sehr jung ist er noch — und sehr ideal! Da giebt's noch viele kleine und endlich ein großes Begräbnis, wenn er das letzte, beste seiner Ideale zu Grabe trägt. Ob er wohl hierher passen mag? Wird sich ja wohl finden!

Die Septembersonne schien warm, und der alte Mann konnte sich gern in ihren Strahlen. Er saß auf der offenen Veranda des Pfarrhauses und schmauchte behaglich seine Pfeife. Auch dann noch behielt er sie im Munde, als sie längst ausgegangen und erkaltet war. Gedankenvoll schweifte sein Auge über die liebliche Gbirgslandschaft und blieb sinnend auf dem blinkenden, silbrigen Etschen des Sees hängen, das dem Blick gerade noch erreichbar war. Etwas zerstreut erwiderte er die zahlreichen, ehrfurchtsvollen Grüße der vom Felde heimkehrenden Bauern.

A guata Herr, der Herr Pfarrer!

Ja ja, der kommt leicht lieber no a paar Jahrln a so mitmacha.

Mir kunnt'n guat brauch'a!

Haft'n neuen Kooperator z'erscht gsehn? Auf Neuammung hintere is er ganga. Du, dös is dir a feiner!

A Preiß is er!

Die kurze, barsche Erwiderung des derben Burschen klang nicht eben sehr lebenswürdig. Eine Welt von Geringschätzung lag in den wenigen Worten. —

Indessen steuerte der „Preuß“ wohlgenut dem Dörfchen zu, dessen seltsam geformter Kirchturm von Zeit zu Zeit freundlich im Sonnenlicht herübergrüßte, so oft der schöne Wald, durch den die gute Straße zog, einen Ausblick gewährte. Aufmerksam beobachteten die klugen, braunen Augen des auffallend hübschen Mannes alles, auch das geringste um und neben sich. Beinahe hätte sein Fuß einen grünen Käfer zertreten, der nun hilflos auf dem Rücken zappelte. Er beugte sich hinunter, nahm ihn in die Hand und besah sich den vielbeinigen Burschen erst ganz genau, bevor er ihn sorgfältig auf eins der saftigen Lattichblätter setzte, die üppig am Straßenrande wucherten. Mit kindlicher Freude bemerkte er

* Pfarrvitar.

eine Hecke voll Brombeeren und machte sich behaglich daran, die schwarzen Früchte zu verzehren. Und dort leuchtete ein Büschel herrlicher Glockenblumen! Mit einem Satz war er den kleinen Abhang hinauf und hatte sie gepflückt.

Er schwang die Blumen in der Hand und zog fröhlich vor sich hinstummend seine Straße weiter. Aus dem Summen wurde allmählich ein Singen, und zu den Tönen gesellten sich Worte. Deutlich klang es weithin: „Lindenwirtin, du junge!“ Ein Studentenlied! Wenn das eins der neuen Gemeindefinder hörte!

Da, an der Lichtung stand ein Feldkreuz. Es war aus glattem Holz; eine geschnitzte Rosenranke, an der weder Blüten noch Dornen fehlten, schlang sich darum. Langsam ging er darauf zu und steckte die Glockenblumen in das schmutzige Halbliterglas, das eine gutmeinende Seele, mehr fromm als geschmackvoll, mit plumpen Gartenblumen gefüllt hatte. Erst war es das, wenn auch grob, so doch durchaus künstlerisch ausgeführte Blumengewinde, das seine Aufmerksamkeit erregte. Nun blieb sein in der Hauptstadt geübtes Auge entzückt und überrascht an der Marienstatue haften, die in Halbmeterhöhe eine Nische in der Mitte des Kreuzes einnahm. Dieser Zug edeln, wahren Schmerzes im Antlitz der Himmelsmutter! Unwillkürlich faltete Hilarius die Hände wie zum Gebet, das wohl mehr der Gottheit Kunst als der Heiligen galt. Sorgfältig studierte er dann das Ganze. Wie war es in der Ausführung, wie in der Idee so weit abweichend von der landläufigen Art dieser Arbeiten! Dann fiel ihm ein, gehört zu haben, daß sich die Dorfbewohner da unten meist durch Holzschnitzerei ernährten. Er schickte sich wieder zum Gehen an und schritt rascher aus, da sich sein Interesse an den Leuten nun gesteigert hatte.

Fast in jedem Hause von Neuammung wird geschnitzt. Im Sommer wenig, im Winter, der meist streng und lang ist, desto mehr. Ab und zu kommen Händler und kaufen die teilweise wirklich wertvollen und kunstvollen Schnitzereien um einen Spottpreis auf, mit denen sie dann selbst die besten Geschäfte machen. Die Leute abseits vom Weltgetriebe — denn bis zu dem abgelegenen Orte erstreckt sich das weitverzweigte Eisenbahnnetz noch nicht — sind mit den wenigen Großen zufrieden, ja einige sogar froh, sich dadurch vor Bettel und Hunger zu retten. Mit Ausnahme weniger größerer Höfe, die stolz abseits liegen, ist es ja ein armes Dorf! Fast zwei Drittel kleine Häuslerleute, die eben den armseligen Hütten gerade so viel Feld — sogenannte „Hungerfleckeln“ — haben, daß sie sich gerade durchbringen können.

Von Hütte zu Hütte, von Haus zu Haus ging der junge Priester. Nachdem er sich einigemal die Stirn empfindlich an die Balken angestoßen hatte, bückte er sich tief, wenn er über eine der ausgetretenen Schwellen trat. Mehr oder minder stumpf und mißtraulich begegneten ihm alle Leute. Viele Häuser waren ganz verschlossen, wo die Bewohner noch draußen im Felde arbeiteten. Aus einer armseligen Hütte, die vollkommen verlassen zu sein schien, tönte das klägliche, durchdringende Schreien eines kleinen Kindes. Er umkreiste das einzelnstehende Haus, um zu sehen, ob dem niemand nahe sei; dann wandte er sich endlich an eine Reißig tragende Frau, die ihn stumpf anglokte und sein Begehren und Fragen nicht verstand. Endlich hatte er schon einen Fuß gehoben, um durch ein offenkundiges winziges Fenster auf der Rückseite einzusteigen und sich des verlassenem Wesens anzunehmen. War ihm auch das „wie“ noch dunkel, der Wille war da. Da fielen ihm plötzlich die Ermahnungen des Pfarrers ein. Wie rasch hatte der sein inneres Wesen erkannt! Halb widerstrebend zog er das Bein wieder zurück. So jämmerlich wie vorher schrie das Kind auch schon nicht mehr, und endlich verstummte es ganz. Das kleine Geschöpf mochte es schon so gewohnt sein und sich einen gewissen unbewußten philosophischen Gleichmut angeeignet haben. Wer konnte wissen, wie es erst später kommen mochte; auf Rosen würde das Häuslerkind auch dann nicht gebettet sein.

Fast bei jedem blieb der junge Geistliche stehen, und seine klugen, frischen Augen glänzten im Eifer. Auch dem kleinsten und schmutzigsten Kinde legte er einen Augenblick die Hand auf den Kopf.

Da neu Kooperator!

A scheener Herr, a feiner!

Oft hörte er, was für Urteile die Leute, die ihm neugierig

nachsehen, fällten. Meistens aber verstand er den ihm ungewohnten Dialekt der Bauern nicht, oder höchstens dem Sinn nach. Nachdem er noch weiter, nicht eben mit großem Erfolg, versuchte hatte, Bekanntschaften zu machen, schritt er etwas bedrückt dem Dorfende zu. Die Straße, die sich jetzt senkte, vertiefte sich bald zu einem von hohen Böschungen eingefassten Hohlweg. Auf der rechten Seite oben lag ein ganz ansehnliches, aber vollkommen vernachlässigtes Haus, dessen verfallne Wände auf der Seite nach dem Obstgarten zu von Balken gestützt waren. Ein sorgfältig geschnitztes sogenanntes „Schneedachl“ über der Haustür, an deren Seiten sich flassende Maueraprünge kreuzten, fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit. Ganz still und verlassen lag das Gebäude da, kein Laut, nicht einmal das Gackern von Hühnern war zu hören. Eine schwarze abgemagerte Katze mit gekrümmtem Rücken und funkelnden Augen schlich über die moosbewachsenen morschen Bretter, die den kleinen Reifischuppen deckten. Der Geistliche konnte es nicht unterlassen, sich dem Hause zu nähern. Er umging es durch den Grasgarten; die hintere Tür stand weit offen. Das erste Geräusch, das er hörte, war ein harter, trockener Husten. Das kannte er! Kannte es von vielen, vielen Krankenbetten, hinter denen das Gespenst des Seisenmannes, die Sanduhr in der Hand, gelauert und die dünnen Knochenarme ausgebreitet hatte, den Armen, Gehezten zu umfassen. Wenn es einmal so ist, dann kann Einer den Sarg bestellen! Er trat zu dem niedrigen Fenster und versuchte hineinzusehen; die blinden Scheiben erschwerten es ihm, aber mit Hilfe des hellen Lichts, das von der entgegengesetzten Seite hereinfiel, konnte er eine Gestalt in einem Bette unterscheiden. Ueber den Kopf und um das halbe Gesicht war ein Tuch gebunden, wachsgelbe Hände lagen gefaltet auf dem rot und weiß gewürfelten Deckbett. Jetzt hörte er ein deutliches Stöhnen und Lechzen; abermals ein krampfhafter Hustenanfall. Dann rang es sich rauh und rasselnd aus der gequälten Brust:

Sepp! A Wasser — a Wasser!

Er konnte jedes Wort verstehen. Nichts rührte und regte sich, aber das Husten dauerte ununterbrochen fort. Diesesmal zögerte Hilarius nicht mehr. Rasch trat er in das Haus und in die ziemlich geräumige Stube, in der sogar gegen alles Bauernherkommen ein Fenster offen stand und dadurch eine ganz gute Luft herrschte. Eine Frau lag da, aber todkrank! Es ist niemand da — kann ich Euch helfen?

A Wasser!

Der verbundene Kopf mit dem verfallnen Gesicht wandte sich ein wenig zur Seite. Die Backenknochen, auf denen die Kirchhofsfrosen in brennendroten Flecken glühten, und die spitze Nase traten scharf hervor. Ohne langes Besinnen griff er nach einer auf dem Tisch stehenden bunten Tasse und füllte sie eilig draußen am laufenden Brunnen. Mit geübtem Griff stützte er die Kranke im Rücken und ließ sie trinken. Die heißen Fieberlippen sogten gierig das erquickende Maß ein. Schwach, mit geschlossenen Augen, aber mit einem Seufzer der Erleichterung sank die Frau in das gewürfelte Kissen, dem ein hartes Polster untergeschoben war, zurück. Der junge Seelsorger betrachtete mit wachsender Teilnahme die so verlassen scheinende Kranke. In dem Zimmer, das nicht wie das Haus das Gepräge des Verfalls trug, herrschte leidliche Ordnung. Der Fußboden schien gescheuert zu sein, und das gestückte Bettzeug der Kranken war sauber. Von Geräth war wenig zu sehen, aber an dem einen Fenster stand eine Schmitz- und Drehbank, und dazugehöriges Handwerkszeug lag dabei. Allerlei Holz und angefangene Schnitzarbeiten standen in der Ecke herum. Eine Art Säule mit einem von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian stand von der hellen Abendsonne beleuchtet an der Wand. Hilarius beugte sich weit vor. Ein wahres Meisterwerk! Der ergreifende Ausdruck in dem Leidensantlitz des Märtyrers mahnte an den in dem Gesichte der Maria am Wegkreuz. In dem gemarterten Körper schienen noch die eben überstandenen übermenschlichen Qualen nachzukitzeln. Ein schauerliches und dennoch erhabnes Bild! Wie tief durchdrungen von der Kraft des Glaubens und dem Werte der Religion mußte der Schöpfer dieses Werks sein!

Jetzt da schau her! Der tuat sich amal leicht!

Auf der Schwelle stand eine sonderbare Gestalt. Lang und hager, in seltsam zusammengefioppter Kleidung, den

etwas schief gewachsenen Kopf mit einer durchaus nicht landesüblichen Zispelmütze bedeckt, reckte sich der Mann mit drolliger Bewegung in die Höhe.

Jetzt sag i nix mehr! A Geistlinger beim Lattenhofer Sepp! Bei mir a Geistlinger!

Dann brach er in ein rauhes, schallendes Gelächter aus, sodaß die Kranke zusammensuckte und einen Augenblick die fieberglänzenden Augen öffnete.

Ich kam zufällig vorüber, und das Husten und Stöhnen der Kranken, die nach Wasser verlangte, drang bis nach außen. Da die Tür offen stand, alles so verlassen und kein Mensch in der Nähe war, meinte ich doch wenigstens versuchen zu müssen, ob ich nicht helfen könnte.

Ja, was habts denn nachher tan?

Höhnisch fragte der Bauer es über die Schulter herüber.

Ich habe ihr zu trinken gegeben.

Einfach und warm klangen die paar Worte.

Etwas weniger mißtrauisch musterte der Sepp den Seelsorger.

No — habts brav bet, daß d' arme Seel net ganz schnurgrad in d' Höll abi fährt?

Hilarius fühlte den Hohn mehr, als er die Worte verstand.

Sie ist sehr krank!

Dös hab i eh scho gwißt.

Habt Ihr denn keinen Arzt?

Moants ös an Dohta! Na na — i brauch dös Blichter net, grad so weni wie — ich Euch brauche, wollte er ohne Zweifel sagen.

Aber der ruhige, sanfte Blick des Priesters verhinderte ihn doch, die Beleidigung auszusprechen.

I woaß eh, was ihr fehlt. Da is halt nix z' macha!

Wißt Ihr denn das gar so gewiß?

Der Lattenhofer hatte sich auf den Bettrand gesetzt und die abgezehrten Hände seiner Frau gefaßt. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines verhärteten Schmerzes und einer Ruhe, die allein lange Gewohnheit giebt. Halb abwesend murmelte er dann vor sich hin: Aus werds, aus werds! Der Leib wird hohl, d' Lungl fällt durch. Nachts nimmer lang!

Er nahm ein rotweißes Taschentuch und wischte den Schweiß von der wächsernen Stirn der Kranken. Dann suchte er die Schultern, entledigte sich seines Rocks und setzte sich, ohne sich weiter um den Geistlichen zu kümmern, an seine Schnitzarbeit.

Es war still im Zimmer; einige Fliegen brummten, und von der Dorfstraße tönte das Brüllen des Viehes, das Schwagen und Lachen der Kinder herein.

Habt Ihr auch das Marienkreuz da drüben gemacht?

Sepp drehte sich überrascht um; er hatte die Unterhaltung mit dem Eindringling für beendet gehalten. Daß der noch da war!

Wohl wohl!

Und hier, den heiligen Sebastian? Ihr seid ein Künstler, Sepp!

Was bin i? A Künstler, Tua i ebba seiltanzen und Affen tressieren? Wanns glaubts, i laß mi frozzeln von oan, wie Des oaner seids, dann schneidts Ent.

Dann fuhr er auf, seine Stimme klang grollend und drohend.

I hab Ent net grufen und net gladen; i brauch Ent net und Ihr mi net. Laßt mir mein Fried und da Marie a ruhigs Sterbn.

Ein wenig wich Hilarius doch vor dem großen Manne, der, das Schnitzmesser in der erhobnen Hand, vor ihn getreten war, zurück, so unheimlich starrten die kleinen Augen mit ihrer unbestimmten Farbe in dem bartlosen, von tausend Falten bedeckten Gesichte. Aber es war nur ein Augenblick.

Ihr seid sehr unglücklich, und das macht Euch bitter. Noch einmal — kann ich Euch nicht helfen?

Ja, wann Ihr d' Gricht er ablaufen täts und von oan zum andern betteln gehats, daß 's oan wenigstens net außschmeißn, von Gricht zwegn außschmeißn ausm eignen Häufel, weils baufällig wear! Baufällig! Ha! Dös halt no mehr aus, als wie dös arme bißl Leben da, und dös bißl, was i no davon brauch! Die verfluachte Baukommission! Da Teufi folls holen! I woaß 's sehm besser als die da, mit dene gschneiten Köpf. Nachher bräucht i net immer furt und alle-



Die Königin von England beichtigt bei einem englischen Regiments Sanitätszelle und deren Einrichtung.

**Die Radfern-
fahrt Mün-
chen-Zürich,**
veranstaltet
vom Schwei-
zerischen Rad-
fahrerbund,
hatte teilweise
unter ungün-
stigen Fahr-
verhältnissen
zu leiden.

Morgens
pünkt 3 Uhr
starteten in
München 16
Schweizer und
17 Deutsche.
Die Fahrer
hatten unter-
wegs gegen
heftigen Ge-
genwind und
Regenschauer
zu kämpfen,
wozu sich noch
aufgeweichte
Straßen ge-
stellten, so daß
bergab sehr
vorsichtig ge-
fahren werden
mußte. Da in
der Gegend
von Ramsen
große Höhen-
differenzen auf
kurze Strecken
zu überwin-
den waren und
die deutschen
Teilnehmer



Paul Suter von Zürich am Ziel.



Die deutschen Teilnehmer gehen als Gruppe durchs Ziel.

anscheinend
nicht so geübt
waren, fielen
dieselben mehr
und mehr zu-
rück und es
gingen nach
12 Stunden
28 Minuten
und 48 Se-
kunden als
erster Paul
Suter (siehe
Bild) u. 5 Se-
kunden später
Chopard von
Biel durchs
Ziel. 3. wurde
Widmer von
Genf; 4. Schem-
mel (Leipzig);
5. Aberger
(Berlin);
6. Grandjean
(Travers); 7.
Hädicke (Ber-
lin); 8. Franz
Suter (Zürich);
9. Med, Dii-
feldorf; 10.
Mergenthaler
(Stuttgart);
11. Stievvert
(Berlin); 12.
Gall (Augs-
burg); 13. Pier-
riere (Genf);
14. Fischer
(Grenchen);
15. Rheinwald
Genf; 16. Ber-
feli (Marau).

weil auf d' Grichte, und d' Marie so ganz alloanig lassen, bis 's mir amol stirbt derweilen. Und wenn 's halt nachher a no brav Geld herchaffen tat's, nacha kunnt mir schon gholfen werden!"

Erstaunt streifte des Geistlichen Blick die Schnitzereien.

"Ihr habt Nahrungsorgen?"

"Na ja, wie ma's halt nimmt, mi r brauchet viel, aber — dös ander geht Sahner nigen an."

Ein scheuer, feindseliger Blick traf Hilarius, der ihn aber ruhig aushielt und keine Miene machte, das Haus zu verlassen.

"Ihr gebt, höre ich, Eure Sachen den Händlern. Warum verkauft Ihr sie nicht aus freier Hand? Ihr könntet dabei doch ganz andere Geschäfte machen; die Unterhändler und Mittelsleute übervorteilen Euch."

"'s hats noch nia oana anderscht gmacht!"

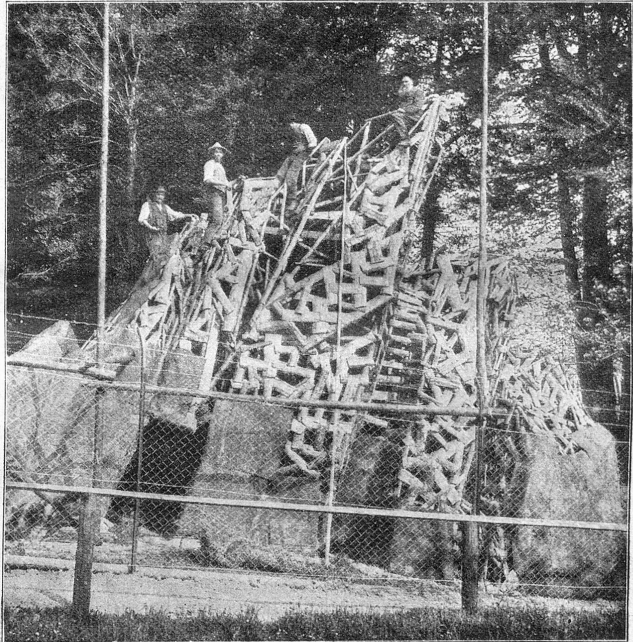
Der Geistliche schüttelte den Kopf. — Immer und überall dasselbe beim Landvolk, ob Süd oder Nord. Immer dasselbe zähe Festhalten am Althergebrachten.

"Ihr habt Sorgen und Kummer, auch außeren, die Euch Euer krankes Weib und das alte, baufällige Haus da bereiten; ich dränge mich nicht ein in Eure Geheimnisse, aber d e n Trost, den ich Euch geben kann, will ich doch auch spenden. Der liebe Gott im Himmel —

"Laßt mir an Fried, sag i! — Hab no nia gmerkt, daß sich da liabe Herrgott um an Latten-sepp kümmert hätt. Fragts nur 'n alten Pfarrer, wer da Sepp is. Der laßt mi schon lang gehn und i an Herrn Pfarrer!"

"Und so lebt Ihr dahin ohne Frieden und Glauben? Ihr, der Ihr die göttlichen Gestalten wiedergebt in einer Vollendung, wie ich es noch nie gesehen habe? Das kann doch nur wahre Empfindung ganz allein. Und immerzu schnitzt Ihr Christus oder die Heiligen, und dabei die Hölle im Herzen? Ja, Mann, warum denn dann nicht lieber weltliche und Sputzgestalten?"

"So? Kann ma dös a? Dös muag i amal probiern", sagte der Bauer höhnisch, „i hab sonst nix wie höchstens no Viecher gmacht.“ Und dann nach einer kleinen Pause fuhr er fort:



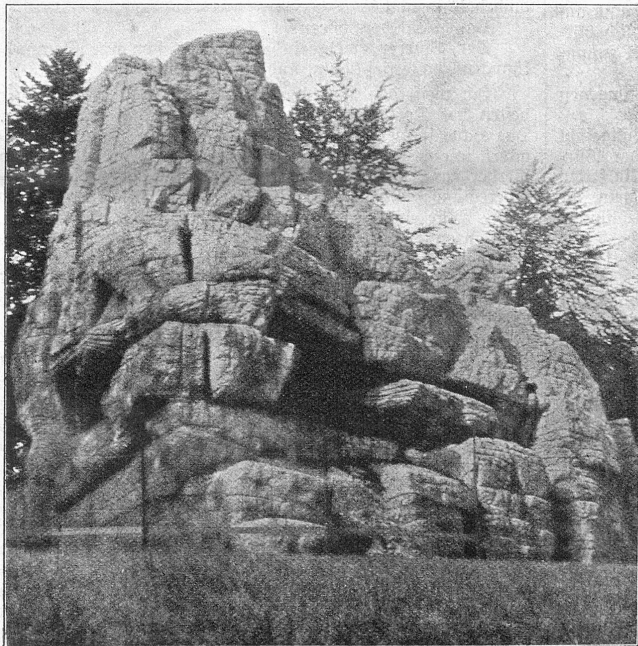
„Geltens, ös seids der neue Kooperator? Hab schon davon reden hören. Zeht mir is eh gleich, mi gehts weiter nix an. Ihr seids a Preiß?“

Der andere nickte.

„Werds Ent hart tun, Herr!“ Er lachte wieder höhnisch.

„Sind net besteht, de Preißer, bei uns. Und nacha die Sprach, die damische! Grad wie a Buch! Zeht i verstehs a bißl besser; i kenn mi aus in dera fremdländischen Sprach.“

„Woher denn?“ „Ja mein — im Gängnis bin ich halt mit an Preißer gessen. (Fortsetzung umstehend.)“



Künstliche Felsen.

Oberes Bild: Neu zu erstellender Gensenfelsen in St. Gallen.

Unteres Bild: Künstlicher Steinbockfelsen in St. Gallen.

Um dem Stadtbewohner die immer seltener werdende Tierwelt vor Augen zu führen, geht man in vielen Städten zur Anlage von Tiergärten mit natürlichen Lebensbedingungen über. Während in den älteren Tiergärten die Bewohner in Käfigen und vergitterten Häusern ein freudenloses Dasein fristen, wird in den neueren Anlagen die Umgebung der Heimat des Tieres so viel wie möglich angepaßt. Bahnbrechend in dieser Art war Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg, wo man glaubt, sich mitten unter den Tieren zu befinden und doch trennen breite Gräben oder sonstige natürliche Abschlüsse den Besucher von den gefährlichen Tieren. Der Erbauer der Felsen in St. Gallen ist der bekannte Bildhauer Urs Eggenschwyler in Zürich, der im Hagenbeck'schen Tierpark die künstlichen Felsen schuf. Das ganze wird in Holz aufgebaut, mit Dachpappe und nachher mit Drahtgeflecht überzogen, mit Zement überkleidet und felsähnlich geformt. — Neuerdings geht auch die Stadt Berlin daran, unter Leitung des weltbekannten Tierzüchters Hagenbeck einen Park für Tiere zu schaffen, in dem ihre Gefangenschaft dem Besucher kaum auffallen wird.

Er sicherte unheimlich vor sich hin. — Vom Fenster her wehte es kalt herein. Es mußte der Seewind sein, von dem der Kooperator gehört hatte. Die Frau im Bett stöhnte auf und kämpfte mit dem Atem, der sich schwer und pfeifend der kranken Brust entrang. Unwillkürlich machte der junge Seel-sorger eine Bewegung gegen das Bett.

Laßt's sein, Herr! Sein lassen sollt' Ihrs, sag'!

Jornig und drohend rief es der Sepp.

Nur sehr widerstrebend und betrübt zurückschauend verließ Hilarius das verfallne Haus. Mit gesenktem Kopf, tief in Gedanken verloren, ging er heimwärts.

Forschend ruhte das kluge Auge des alten Pfarrherrn auf ihm, aber viele Frage stellte er nicht mehr an den neuen Amtsbruder. Bis spät in die Nacht leuchtete dessen Lampe weit in das Dunkel hinaus und zog die Falter an, deren plumpe Leiber mit hastigem Flügelschlag gegen die grüne Glöde stießen. Hilarius schrieb; sein Brief trug die Adresse eines befreundeten Professors vom Kunstgewerbe in der Hauptstadt.

Zweites Kapitel.

Er hatte zum ersten Male gepredigt. Die Kirche war zum Erdrücken voll gewesen, denn wer nicht aus Frömmigkeit gekommen war, den hatte die Neugierde hergetrieben; bis aus den entlegensten Orten und Dörfern, die der Gemeinde angehören, waren sie gekommen; groß und klein, Weiber und Männer.

Da Preiß predigt heut!

Langsam und laut, klar und eindringlich, für jeden verständlich hatte der junge Kooperator gesprochen. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Nicht einer, der etwas hätte sagen können gegen Inhalt und Form. Und alle hatten jedes Wort des damischen Preißes sogar wirklich verstanden. Die Weiber steckten noch lange die Köpfe zusammen, flüsternten sich gegenseitig zu, wie schön der „Neue“ wäre und suchten nach passenden Vergleichen.

Wia da heilige Bonifacius in da Marterkapellen am Berg droben!

„Wia da liabe Herrgott selber“, wisperte eine blutjunge Dirne einer Kameradin zu. Am Kirchplatz standen die Burschen, beim Kronenwirt saßen die Bauern, und alle tauschten ihre Meinungen aus.

„A Fescher ist er! Und dös von der göttlichen und der menschlichen Liab und Hilf, was er sagt hat, is net zwider!“ Der Kramerjacker meinte so; das „Dorfsicht“, der auf und auf der erste in der Schule gewesen war. Einige feindsich blickende Burschen rotteten sich abseits zu einem Knäuel zusammen; A Preiß is er halt do!

„Na, na, schön wars! Da laßt si gar nigen dagegen sag'n!“

Gewichtig sprach es der dicke Hofmeier, im Vollgefühl der absoluten Maßgeblichkeit seiner Ansicht. Er, der Bürgermeister von Stading, das will was heißen! Die fetten Hände spielten mit den Talern und andern Anhängseln, die an der mächtigen goldenen Uhrkette über der geblühten Weste mit den eingewebten Seidenblumen hingen.

„Laßt si nigen sag'n! Hätt's net a so denkt z'eracht! Damit basta.“

Der Hofmeier hat gemeint, der Bürgermeister hat gesagt — des neuen Kooperators Stellung war fürs erste gemacht.

Drinne in der geräumigen, hellen Stube, durch deren ephenumspinnene Fenster die Sonne hinein schien, saßen der alte Pfarrer und sein Hilfskooperator beim reichlichen Mittagsmahl. Beide waren wohl gelaunt. Der Alte fühlte sich durch das wider Erwarten wohl gelungene erste Debüt des jungen Amtsgehilfen sehr erleichtert. Dieser spürte festern Boden unter den Füßen, und schon tauchten ihm eine Menge Pläne, seine jugendlichen philanthropischen Ideen zu verwirklichen, in Kopf und Herzen auf und wuchsen und gediehen wie üppige tropische Gewächse in Treibhausluft. Wenn er mit der Hand seine Brusttafche streifte, knisterte darin ein wichtiger Brief. Der Professor teilte ihm mit, daß er demnächst einen Fachmann zur Beschäftigung und unter Umständen zum Ankauf der gerühmten Holzschmiedereien herbesenden wollte. Schon wollte er nach dem Schriftstück, dessen Inhalt ihn so erfreut hatte, greifen und damit den Pfarrer über-

raschen. Eine vollkommen neue, für die armen Leute ausgiebige Industrie mußte das werden und vielen Wohlstand und Segen bringen, die jetzt ihr Leben nur kümmerlich fristeten. Er wußte selbst nicht, was ihn im letzten Augenblick dann doch noch abhielt, die Sache dem Pfarrer mitzuteilen. Später vielleicht, jetzt wird es noch verfrüht sein, dachte er. Aber über den Lattenhofer Sepp mußte er etwas erfahren.

Er schenkte dem Pfarrer das Glas wieder voll, und als die Christine abgeräumt und das Zimmer verlassen hatte, holte er auch noch des Pfarrers Pfeife und setzte sie in Brand.

Das ist ein prächtiges Feldkreuz, das am Wege nach Neuamming steht. Ein wirklicher Künstler in seiner Art, der es gemacht hat!

Der Lattenhofer Sepp! Ja, der kanns; das ist wohl der beste weit und breit. Ihr kennt ihn wohl schon, Hilarius, oder doch vom Hörensagen?

Hilarius wurde rot wie ein junges Mädchen. Dann aber erzählte er, was er alles bei seinem ersten Besuch dort erlebt hatte. Der Pfarrer lauschte aufmerksam.

Ihr habt ihn nicht wiedergesehen?

Nein, Hochwürden! Und ehrlich gesagt, so sehr ist mir auch an keiner neuen Begegnung gelegen. Es hätte ja nicht viel gefehlt, und ich wäre die fünf Stufen anders und rascher herunter wie hinaufgekommen. Man könnte sich ja fürchten!

Ja ja, er ist ein wilder, verbitterter Mann, zerfallen mit Gott und den Menschen. Sieht er aber einen Priesterrock, wird er wie ein Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält. Ich weiß zum Beispiel ganz genau, daß er an mir nur das Kleid haßt, wenn er auch sonst unsern Stand im allgemeinen verachtet und verhöhnt. Er ist trotz allem und allem kein böser Mann und ein geborener Philosoph dazu, dem ursprünglich eigentlich eine ganze Menge Wiß und Humor von der Natur beschied war. Das Unglück aber hat ihn wirklich in jeglicher Weise verfolgt, und da er wohl nie den wahren Gottesglauben in sich getragen hat, hat es ihn auch so vollkommen beugen können. Seit Jahren sehe ich ihn kaum. Eine Kirche betritt er nie, noch weniger natürlich einen Beichtstuhl. Aber er weiß, daß ihn keiner milder beurteilt als ich, trotz meines Priesterkleides. Ich kenne eben sein ganzes Leben wohl so ziemlich.

Es würde mich ungemein interessieren, Hochwürden, mehr davon zu erfahren. Könnten Sie mir nicht etwas erzählen?

Gewiß kann ich das; es ist nichts Schönes gerade, aber auch bald erzählt.

Laßen Sie doch hören!

Der Pfarrer rückte ein wenig das schwarze Sammetkappchen, holte tief Atem, und dann begann er:

Ich weiß das Lattenhofer Anwesen noch als eins der besten des Dorfes, das ja nie ein übermäßig reiches war. Das Haus immer im Stand, die Grundstücke bebaut und bebachtet, wie es sich gebührt. Als ich vor bald dreißig Jahren hierher kam, war der Lattensepp, ein ellenlang aufgeschosener blonder Bursch, so Mitte der Zwanzig, voll Leben und Wiß. War ein Jux auszumachen, hatte er die Hand dabei. In Tanzen, Jodeln und Schießen, besonders aber im Schnitzen war er allen voran. Immer fleißig bei seiner Arbeit, kurz, ein Prachtmensch, dem man gern verzieh, wenn er einmal fast allzutolle Streiche machte. Was Schlimmes wurde es zwar nie. Ein Jahr war ich schon Pfarrer hier am Ort, da starb sein alter Vater, dem er immer ein guter Sohn gewesen war. Ein Vierteljahr später habe ich ihn dann selbst getraut mit der damals neunzehnjährigen Maria Theresia Pichler, die aus dem Oesterreichischen her war. Keiner hatte vorher was gewußt oder auch nur geahnt von der beabsichtigten Heirat und von der Existenz dieses Mädchens. Die hiesigen und andre aus der Gegend waren vom Sepp immer nur, wenn auch in allen Ehren, zum Narren gehalten worden. Am folgenden Morgen wurde von seiner Frau ein etwa einjähriges Kind gebracht, das noch an demselben Abend der Sepp, im Grasgarten auf dem Rücken liegend, jauchzend seine Künste machen ließ. Sie hatte also schon ein Kind gehabt; und da er es so willfährig aufgenommen hatte, nahm man an, er wisse wohl am besten, wer der Vater sei. Es hat denn auch niemand nach einem solchen gesucht. Das Ansehen der hübschen, etwas zart aussehenden Lattenhofer Bäuerin,

deren sanftes Wesen jeden einnahm, wurde durch diesen Umstand keineswegs getrübt. Im ersten Jahre habe ich die jungen Eheleute regelmäßig Sonntags in der Kirche gesehen. Er hat mir auch einmal gebeicht, sie aber ist dazu immer über die nahe Grenze gegangen, weil sie, wie er mir sagte, ihren früheren Pfarrer so „arg gewohnt“ war. Auch sonst hat sie mir nie viel Red und Antwort gegeben und ist mir immer eher ausgewichen. Ich habe sie dann auch nie besonders veranlaßt, ihr Benehmen gegen mich zu ändern, das übrigens immer ehrfürchtig, freundlich und nie feindselig war. Still und sanft ging sie ihrer Wege und sah nicht rechts noch links.

Im kommenden Jahre befiel mich eine schwere Krankheit, von der ich mich recht lange nicht erholen konnte. Da wurde mir dann während der Rekonvalenz ein junger Kooperator beigegeben, der mich vertreten sollte. Sympathisch war er mir nicht. Seine fahle Gesichtsfarbe, die alten Züge und vor allem das fanatische Wesen voll verrosteten Aberglauben und seine harte Unduldsamkeit waren mir mehr als unangenehm. Am Ofterdienstag wollte ich mein Amt wieder aufnehmen und den andern verabschieden. Nur die schweren Oftertage mit dem angestrengten Kirchendienst und dem vielen Predigen — nnte ich noch nicht übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Parfüm.

Skizze von Walter Kaulfuß.

(Nachdruck verboten.)

Aus der dunklen Gasse trat ein Mann in den Lichtkreis der hellerleuchteten Hauptstraße. Trotzdem die Uhr der alten Kirche bereits die mitternächtige Stunde verkündet hatte, war doch noch Leben in der Stadt. Vorm Hauptportal des Residenzcafés machte der Breitshulterige, der den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, Halt und trat alsbald in die prächtigen und behaglichen Räume.

Zwei Kellner sprangen herzu und halfen beim Ablegen des Ueberrocks. Während der eine die Sachen an den Kleiderhaken hängt, fächelt der andere, ein kleiner unansehnlicher Mensch mit einem träumerischen Blick (wie es für das Geschäft eines Kellners gar nicht passen will) mit seiner großen weißen Serviette über den Tisch, pustete dabei einige Male kurz über den hochgenommenen kleinen Aschenbecher und sagte dann mit vieler Grandezza:

„Was wünschen der Herr Doktor?“

„Wie immer,“ antwortete der also Angeredete und lehnte sich behaglich in die Ecke.

Sein Gesicht verriet den alternden Junggesellen, und seine Züge ließen erkennen, daß des Lebens süßer Kelch bis auf den Grund geleert war. Zwei mächtige „Durchzieher“ verrieten den Akademiker und manch ansehnliche Narbe auf dem Scheitel legte Zeugnis ab, daß ihr Träger oft seinen Mann gestanden hatte.

Der Kellner kam und stellte den kristallinen Behälter mit dem smaragden schimmernden Absinth vor den Gast auf den Tisch. Dann sah Dr. Franz Casimir in Gedanken versunken, allein in seiner Ecke.

Sein Monotel war ein wenig beschmutzt. Das feine Bastfaschentuch mußte die Durchsicht wieder herstellen. Hm, dieser Duft, der aus dem kleinen Tüchlein wehte. Der Doktor sog ihn mit vollen Zügen ein und schloß die Augen. War es doch derselbe Duft, dasselbe Parfüm, mit dem sie sich umgab, der all sein Denken in diesem Moment galt.

„Kleine, süße Dolly“, murmelte er.

Wie entzückend doch dies herztige Geschöpf war! Und wie hingebungsvoll, leidenschaftlich. Daß sie so im Schatten der Großstadt dahinwelken mußte. Wenn er doch nur ihr Geheimnis erfahren könnte. Ihr Geheimnis war nämlich ihr Mann.

Dr. Franz Casimir schüttelte sich, als er daran dachte, daß noch jemand da war, der diesen kleinen, roten Mund seiner Dolly küssen würde.

Wer war also dies „Geheimnis?“ Ein Mann, der viel auswärtig zu tun hat und mit vornehmen Herrschaften Umgang habe. Mehr wußte Casimir nicht. Und das, was er wußte, war zweideutig. Schließlich: was kümmert's ihn, wer dies „Geheimnis“ war? Für ihn kam es eigentlich nicht in Betracht. —

Der kleine, unansehnliche Kellner mit dem träumerischen Blick brachte abermals eine kristallene Schale mit dem smaragden schimmernden Absinth.

Das Leben in dem Cafe hat um diesen Zeitpunkt seine Höhe erreicht. Es ist ein illustrier Kreis von reichen Leuten und Lebemännern, der sich noch ein Stelldichein gibt. Die Kellner haben alle Hände voll zu tun, den Wünschen der Gäste nachzukommen. Sie tun es mit größter Freundlichkeit, da ihnen nachher um so größerer Lohn winkt.

Dr. Franz Casimir sieht dem Treiben zu. Hört das Geld auf den marmornen Tischplatten klingen und das stereotype „Danke recht sehr“ der Kellner. Wieviel so ein dienstbarer Geist wohl in der Nacht verdienen mag, denkt er. Wenig wird es nicht sein. Aber dafür ist's Leben der Leute auch. Alle Nächte diese Art von Arbeit, dieweilen die Frau daheim sitzt. Vielleicht irgendwo im Dachkammerlein. Denn Ansprüche stellen sie wohl kaum. So denkt Dr. Franz Casimir. So denkt er immer, wenn er Kellner sieht. Und heute entdeckt er sein doppelt soziales Herz für diese Leute.

Ob das der Absinth macht, der so sonderbar seine Gedanken hin und her wirbeln läßt. Von seiner kleinen Dolly fliegen sie hin zu dem kleinen unansehnlichen Kellner mit dem träumerischen Blick. Welch' große Kontraste, wenn man diese beiden Menschenkinder nebeneinander stellte. Ob jener wohl jemals die Liebe eines Weibes, eines süßen Weibes genießen würde? Oder ob ein Weib jenem ihre Liebe zu schenken imstande ist? Franz Casimir fährt sich über die Stirn und Augen, um diese Gedanken zu verschleuchen.

„Zahlen!“ — — —

Der Kellner mit dem träumerischen Blick eilt dienstfertig herbei.

„Zwei Mark und fünfzig Pfennig, Herr Doktor“, sagt der Kellner.

Dr. Franz Casimir wirft ein Dreimarkstück auf den Tisch. „Stimmt“, sagt der Geber.

„Danke recht sehr“, antwortet der Kellner, zupft etwas verlegen an seiner Serviette und sieht schüchtern zu dem bekannten Gast auf.

„Herr Doktor, wenn Sie's mir nicht verübeln, aber ich wollte Herrn Doktor nur etwas fragen. Nur eine Frage, Herr Doktor.“

Dr. Casimir sieht interessiert auf.

„Nun, und?“

„Herr Doktor haben immer so ein schönes Parfüm an sich, und da wollte — — —“

Da der Kellner eine verlegene Pause macht, fragte Casimir sonderbar schnell:

„— — und da wollen Sie, was?“

„Gern erfahren, woher Herr Doktor das beziehen?“

„Mensch, was geht sie das an?“

„Seien Herr Doktor nur nicht böse. Aber ich habe eine Frau, eine schöne Frau, der kann ich nicht genug gutes tun, denn ich liebe sie. Und sie hat eine solche Vorliebe für gutes Parfüm. Alles tue ich, was sie von mir verlangt. Sehen Sie, deshalb frage ich“.

In schnellem Redefluß hatte der Kellner diese Worte herausgebracht. Er sah scheu nach dem Doktor hinüber.

„Haben Sie eine Frau; eine schöne Frau, sagten Sie?“ fragte der Doktor.

„Ja“, sagte der Kellner mit dem träumerischen Blick, „sie kostet mich auch fast meine ganze Einnahme, mein ganzes Trinkgeld. Und eine Leidenschaft hat sie für Parfüm. Sie ist so süß, meine kleine Dolly.“

Der Doktor war aufgesprungen und stand jetzt dicht vor dem Kellner.

„Wie sagten Sie, hieße Ihre Frau? D-o-l-l-y?“

„Ja — und sie hat eine Leidenschaft für Parfüm.“

Dr. Franz Casimir nahm Hut, Mantel und Stock und eilte, ohne ein Wort der Erwiderung durch die Tür ins Freie. Ihn fröstelte

Studentinnen als Stiefelpuher

Man weiß, daß viele unbemittelte amerikanische Studenten sich in den Sommermonaten als schlichte Arbeiter oder Kellner verdienen, um die Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums zu erlangen; aber diese aufopferungsvollen Jünger der Wissenschaft werden noch von den Studentinnen des Wellesley-Colleg von Boston übertriften. Denn diese Töchter der Alma mater haben durch gemeinsamen Beschluß jetzt einen Beruf ergriffen, der in ganz Amerika verachtet ist, wirken buchstäblich als Stiefelpuherinnen. Und sie bringen dieses Opfer nicht für ihre persönliche Zukunft, sondern für einen gemeinnützigen Zweck: für den Bau eines neuen Colleggebäudes. Um die nötigen Mittel für diesen Neubau zu sammeln, kann man lange auf ein Verfahren, das auch die Aufmerksamkeit und damit das Interesse der Öffentlichkeit erregen könne. Und das Ende war der gemeinsame Beschluß, das „schämliche“ Amt eines Stiefelpuhers zu übernehmen, also eine Beschäftigung, die in ganz Amerika nur den Negern zufällt. Die jungen Damen mieteten in einer der Hauptstraßen einen kleinen Laden und in diesem Stiefelpuhkabineett der Hochschülerinnen des Wellesley-College kann sich jeder für 30 oder 60 Cts. puhen lassen. Aber die jungen Damen, die nach dem Bericht einer französischen Zeitschrift so tapfer alle Standesvorurteile und alle persönliche Eitelkeit der Erreichung eines gemeinsamen Zieles opfern, haben auch richtig kalkuliert: Jung und Alt drängt nun zu diesem Stiefelpuhkabineett und es gilt als Ehrenpflicht, sich wenigstens einmal von den tapferen Studentinnen die Stiefel blank puhen zu lassen. Der reiche Mann reicht dann nach vollbrachter Arbeit der Studentin seine Hundert-Dollarnote, der kleine Bürger seinen Dollar, aber keine der jungen Damen wird auch nur einen Centimes nehmen, ehe sie die Stiefel nicht wirklich blitzblank gemacht hat. Da aber der Neubau des Collegehauses 100,000 Dollar erfordert, werden die tapferen Mädchen trotz der Freigebigkeit mancher Herren noch manches Paar Stiefel puhen müssen, ehe ihr Ziel erreicht ist.

Was Frauen verlieren

Das ist ein lustiges Kapitel, und man kann es in jedem Fundbureau studieren. Eine Statistik des Pariser Fundbureaus am Quai des Orfèvres stellt fest, daß die Frauen von Jahr zu Jahr mehr Dinge verlieren. . . Im Jahre 1910 waren dort nicht weniger als 85,723 Gegenstände deponiert, im vergangenen Jahr wurden es schon fast 90,000. Davon waren im Jahre 1910 die meisten Gegenstände, 30,501, in Omnibussen gefunden worden, die übrigen auf öffentlichen Wegen, in den Straßenbahnen usw. An diesen riesigen Summen sind auch die Männer beteiligt. Aber wie schwach im Verhältnis zu den Frauen! Diese stellen 65 bis 80 Prozent der Funde bei! Da sieht man besonders viele Sonnenschirme und Regenschirme, unzählige Schlüssel, Portemonnaies, Armbänder neben einander in dem Bureau, ein komisches Durcheinander der verschiedensten Sachen, Vogelbauer neben Handschuhen, Waffen neben Perücken, alles trägt seine Nummer und wartet auf den Besitzer, bis er sich meldet. Doch ist es

eigentümlich, er meldet sich recht selten. Wie kommt es aber, daß gerade die Frauen so viel mehr Sachen verlieren als die Männer? Sind sie unachtsamer, zerstreuter? Sie haben wohl mehr als eine Entscheidungsgabe. Ihre Kleider haben keine oder wenige unwirksame Taschen. Oft haben sie Kinder bei der Hand zu führen. Sie machen mehr Einkäufe als die Männer, und sind oft so besetzt, daß es nicht verwunderlich, wenn irgendwo ein Gegenstand liegen bleibt.

Kakkensteuer

Im „Ornithologischen Beobachter“ macht Dr. Gans auf das gefährliche Treiben der Kakken aufmerksam, vor denen in unseren Hausgärten kein Vogelnest und kein Vogel sicher ist. Als wirksames Mittel gegen diesen Übelstand befürwortet er die Einführung einer Kakkensteuer nach dem Beispiel verschiedener Städte in Deutschland. Die schweizerische Gesellschaft für Vogelfunde und Vogelschutz, deren offizielles Organ der „Ornithologische Beobachter“ ist, gedenkt diese Angelegenheit weiter zu verfolgen.

Trauernde Witwen in weißer Kleidung

Die junge Witwe Astor, die der Kleidsamkeit wegen ihren bei der „Titanic“-Katastrophe umgekommenen Gatten in Weiß betrauert, hat Schule gemacht. In Newyork ist die weiße Kleidung für trauernde Witwen in der Tat jetzt so allgemein geworden, daß die großen Modemagazine der Fifth Avenue dem auf sie einwirkenden Bedarf nicht mehr zu genügen vermögen. Ein Vertreter einer dieser modegewaltigen Firmen machte über das von der Mode vorgeschriebene neue Trauerkostüm einem Berichterstatter die folgenden näheren Angaben. Die zur Verwendung kommenden Stoffe sind Alaskafaser, ein weicher Seidenatlas von stumpfem Glanz, Seidenfaschmir, Crepe de Chine, weißer Ghiffon und Taffet. Letzterer ist seines Glanzes wegen für Trauerkostüme minder beliebt, wird aber, um Abwechslung in das Toiletten-Einerlei zu bringen, hier und da mit verwendet. Als Besatz wird schwerer weißer Crepe benutzt, obwohl dieser weniger reich wirkt als bei der schwarzen Toilette. Man trägt wenig Spitzen auf den neuen Trauerkleidern, bei denen Schleifen und Falten den hauptsächlichsten Besatz bilden. Weißer Moire ist als Besatz gestattet, und für Nachmittags- und Abendtoilette werden auch Verzierungen von mattweißen Glasperlen getragen. Weiße Hüte, weiße Strümpfe und weiße Schuhe vervollständigen zusammen mit weißen Handschuhen und Schirmen die Trauertoylette, während jede Art Schmuck verworfen ist. Die offizielle Trauerzeit wurde auf die Dauer von sechs Monate beschränkt.

Yoghurt und Kefir

Yoghurt und Kefir kann man sich leicht selbst herstellen, was überall da, wo nicht direkt Anstalten zur Fabrikation dieser Getränke bestehen, sehr lohnend ist. Beide sind heute sehr beliebt und verbreitet und werden zur Kräftigung sowie zur

Blutbildung viel genossen. Der Ursprung dieser Getränke ist der Orient, wo man von angeäuerteter Milch sagt, sie verlängere das Leben, da die Gärungserreger, welche die Milch zum Gerinnen bringen, die im Darm vorhandenen Fäulnispilze zerstören. Vorbedingung, um guten Yoghurt und Kefir herstellen zu können, sind gute Pilze, welche man meist in Apotheken oder Milchuranstalten kaufen kann. Die Kefirpilze sehen aus wie kleine Blumentohlsprossen, Yoghurtpilze sind viel kleiner, etwa so groß wie eine Linse. Die Zubereitung des Yoghurt ist folgende: Man kocht ein Liter Milch und läßt dieselbe dann bis auf 20 Grad abkühlen. Hierauf setzt man einen Teelöffel voll der betreffenden Pilze zu und rührt die Milch um, damit sich dieselben verteilen. Nachher wird die Milch in Flaschen gefüllt, diese fest in ein Tuch gewickelt, noch mit einer Wolldecke bedeckt oder in eine Rockkiste gestellt. Nach vier Stunden werden die Flaschen ausgepackt, tüchtig geschüttelt und sind nun gebrauchsfertig. Man bewahrt sie stehend an einem kühlen Orte auf, damit der Gärungsprozess möglichst zurückgehalten wird. Am ersten Tage ist der Yoghurt am besten, denn hauptsächlich in der warmen Jahreszeit geht die Säuerung sehr schnell vor sich. Die Zubereitung des Kefir macht etwas mehr Mühe, denn er gebraucht zirka drei Tage bis er fertig ist. Für Herstellung von 2 Liter Kefir übergießt man einen Eßlöffel Kefirpilze mit einem Liter frischer, ungekochter Milch und läßt dieselbe in einer Glasbüchse, die mit Mull überbunden wird, vierundzwanzig Stunden an einem temperierten Orte stehen. Am andern Tage wird die Milch von den Pilzen ab und durch ein Haarsieb gegossen und mit einem Liter frischer Milch vermischt; darauf rührt man gut um und füllt das Ganze nun auf Flaschen, am besten in solche mit Patentverschluß. Den ersten Tag sind die Flaschen liegend, den zweiten Tag stehend aufzubewahren und mehrmals täglich zu schütteln; am dritten Tage ist der Kefir gebrauchsfertig, und je nachdem man ihn nun ein, zwei oder drei Tage alt werden läßt, auch seine Wirkung verschieden. Am ersten Tage führt er leicht ab, am zweiten, d. h. je weiter die Säuerung voranschreitet, wirkt er verstopfend, so daß ein jeder ganz nach seinem körperlichen Zustande bestimmen kann, welche Qualität des Kefirs für ihn am dienlichsten ist. Auf die benutzten Kefirpilze gießt man wieder frische Milch, denn dieselben können längere Zeit immer wieder zur Herstellung von Kefir benutzt werden. Alle vierzehn Tage wäscht man die Pilze mit kaltem Wasser ab, und das Glas mit diesen, sowie der gärende Kefir sind in einem Raume mit 15—18 Grad C. zu halten. Vor dem Trinken ist die Flasche jedesmal gut zu schütteln.

Abgerissene Gedanken

Viele Menschen sind so lebensmüde, daß ihnen die Kraft zur gänzl. Beförderung ihrer selbst fehlt.

* * *

Daß er zu nichts taugt, davon ist mancher so sehr überzeugt, daß er eine Bestätigung von außen gar nicht ertragen kann.

CHOCOLER
SCHWEIZER FONDANT-CHOCOLADE